

## **Çuçi**

### **1.**

"Es ist ja hell", waren meine ersten Worte beim Eintreten, noch ehe ich grüßte.

Was mir außer der Anwesenheit von acht oder neun Eingesperrten sofort auffiel, als der Wärter die Zellentür öffnete, war tatsächlich das überraschend helle natürliche Licht. Zwar war ich in den Lagern vielen begegnet, die aus dem Gefängnis von Burrel kamen, und manche waren sogar mehrmals von dort wiedergekommen, aber dennoch hatte sich aus irgendwelchen Gründen das Bild, das ich mir in meinem freien Leben davon gemacht hatte, fast unversehrt erhalten. Es war die archetypische Vorstellung von Gefängnis - Gitter, Dunkelheit und alles halb unter der Erde -, die bei mir irgendwann in meiner Jugend entstanden war, durch einen Film oder ein Buch, und die Berührung mit der Wirklichkeit in einem Winkel meiner Anschauungswelt heil überstanden hatte.

Einer der Gefangenen, ich weiß nicht mehr, wer, mußte über meine Bemerkung lachen, bevor er mich darüber aufklärte, daß jetzt, also zur Jahreszeit und Stunde meines Eintreffens, die Sonne gerade so die Südfront streife, wo die vergitterten Fenster waren, vor allem natürlich an schönen Tagen. Trotzdem waren die Gitter fraglos nicht so eng, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Sie kauerten auf ihren Betten, die sich an der Wand auf einer hölzernen Plattform etwa einen halben Meter über dem Fußboden reihten. Ich begrüßte einen nach dem anderen. Bei jedem Gesicht, in das ich schaute, empfand ich die Freude eines überraschenden Wiedersehens mit alten Bekannten. So gut wie alle waren Exgefangene von Spaç. Hinten in der Ecke unter dem vergitterten Fenster saß Bardhi. Nach den ganzen Jahren, die wir uns nicht gesehen hatten, war kaum eine Veränderung an ihm festzustellen. Er paffte an seiner Pfeife, und sogleich

mischte sich in meine Wiedersehensfreude der Verdruß über die Rauchwolken, der mich von nun an plagen würde. Neben Bardhi war Nikolla, auch er in Spaç wiederverurteilt. Er legte das Buch zur Seite, das zwischen seinen gekreuzten Beinen gelegen hatte, und stand auf, um mich zu umarmen. Das für mich vorgesehene Bett befand sich neben Nikollas Lager, und dann kam Pupi, in dessen Mundwinkel eine Zigarette hing, während seine Hände kleine Schachteln aus Karton falteten, in denen die Gefangenen Photos und allerlei Krimskrams aufbewahrten. Er drückte mir kräftig die Hand. Nach Pupi war Nuredin an der Reihe, den ich besonders freudig begrüßte. Grau war er geworden, wie ich feststellen mußte. Auf Nuredin folgte Qani, den ich fast nicht wiedererkannte, so sehr war er gealtert. Auf meine verwunderte Frage teilte er mir mit, er habe es am Magen. Gegenüber, an der anderen Zellenwand, nur durch einen schmalen Durchgang von unseren Lagern getrennt, gab es noch zwei weitere Betten. In einem davon schlief Pëto. Er hieß eigentlich Shpëtim, aber alle riefen ihn Pëto. Er war der einzige, der nicht aus Spaç kam. Später erzählte er mir, daß er aus dem Lager für "Ordinäre", also gewöhnliche Sträflinge, in Saranda hergekommen war, wo man ihn wegen eines Fluchtversuchs nach Griechenland verurteilt hatte. Pëto, er war der Jüngste in der Stube, strickte mit zwei Holznadeln an einem Pullover oder Strümpfen. In der Ecke hatte Stavro, den wir Çavo riefen, seinen Schlafplatz. Er arbeitet als Putzer in unserem Flügel. Anfangs erkannte ich ihn fast nicht wieder, so dünn war er geworden. Ich überlegte mir die ganze Zeit, wo ich dieses Gesicht schon einmal gesehen hatte, und erst als er zu sprechen begann, merkte ich an seinem Akzent (er stammte aus der griechischen Minderheit), daß es Çavo war. Er half mir, meine Sachen in die Stube zu bringen.

Die Ankunft von Neuen aus dem Lager bedeutete stets ein wichtiges Ereignis im Gefängnis von Burrel. Es kam höchstens einmal in mehreren Monaten, manchmal sogar in mehreren Jahren vor. Hatte man sich erst begrüßt und über die Verände-

rungen im Erscheinungsbild ausgelassen, wurde der Neuankömmling mit Fragen bombardiert: Gab es etwas neues in der Politik, was tat sich im Lager? Dann erkundigte man sich nach den Angehörigen, ehe man dazu überging, die Informationslücken aufzufüllen, die entstanden waren, seit man sich zum letzten Mal gesehen hatte ...

Ein Päckchen mit Filterzigaretten, die ich extra besorgt hatte, um sie zu verteilen, suchte ich vergebens. Wahrscheinlich hatten es mir die Ordinären bei der Eingangskontrolle gestohlen.

## 2.

Erst am Nachmittag erfuhr ich, daß unsere Stube auch eine Bewohnerin hatte. Das war Çuçi, Çavos Katze, aber eigentlich auch die Katze der ganzen Stube. Sie war schwarz-weiß gefleckt, wobei das Schwarz auf dem Rücken vorherrschte, während Bauch, Nacken und Kehle weiß waren. Çuçi war ein hübsches Tier, dessen schwarzer Schwanz, senkrecht aufgestellt, beim Gehen ein wenig zitterte, mit einem wohlgeformten Kopf mit grünen Augen, dessen eines inmitten eines schwarzen Fleckes lag, während das andere von Weiß umgeben war.

Çuçi kam zusammen mit Çavo herein, als dieser mit Putzen fertig war. Sie folgte ihm bis zum Bett und begann ihn zu umschmeicheln, während er ihr Futter vorbereitete. Aus einer Konservendose holte er einen kleinen Fisch, den er ihr mit ein paar Brotbrocken vermengt vorsetzte. Schnell hatte Çuçi alles verspeist, worauf sie sich die Schnauze leckte und zu Qanians Bett ging, von dem sie ein wenig Käse bekam. Çavo berichtete mir, daß Çuçi etwa zwei Jahre alt war. Er hatte sie als ganz junges bekommen und aufgezogen. Ich erzählte ihm bei dieser Gelegenheit die Geschichte von Nuri und seinem Kater Çok. Nuri war beim Tod des Tieres fast wahnsinnig geworden. Selbst Häftling, war er der Arzt in Spaç und hatte oft Streit mit Gefangenen, die von ihm krankgeschrieben werden wollten, was er

nicht tat, weil ihnen nichts fehlte. Einige von ihnen eines Tages auf die Idee, Çok umzubringen. Angeblich ertränkten sie ihn in einem Wasserfaß, ehe sie ihn dann in das trockene Bachbett warfen. Nuri führte sich auf wie verrückt. Tagelang weinte er an Çoks verwaister Schlafstelle. Als er ihn endlich gefunden hatte, wusch er ihn, legte ihn weinend in eine Schachtel und begrub ihn. Einem der anderen Gefangenen hatte er damals anvertraut, der Tod des Katers habe ihn mehr getroffen als der Tod seiner Mutter. Alles in allem gab es weniger Gefangene, die sich eine Katze hielten, als solche, denen die Tiere gleichgültig waren. Die meisten der Katzenliebhaber freundeten zum ersten Mal in ihrem Leben mit diesen Tieren an, denn in der Gesellschaft, aus der sie kamen, duldete man Katzen höchstens wegen der Mäuse im Haus und fütterte sie mit Abfällen, wenn sie nicht überhaupt sich selbst überlassen wurden. Ganz offensichtlich hatte das Halten von Katzen auch mit unerfüllten Vatergefühlen zu tun. Wenn man ihm zuschaute, welche Umstände er wegen Çok machte, wie er ihn herzte und küßte, rechtfertigte sich Nuri, der damals immerhin bereits die Sechzig überschritten und mehr als zwanzig Jahre im Gefängnis verbracht hatte, mit den Worten: "Das ist das Kind, das ich von Enver Hoxha habe."

Seltsam, aber in der Gunst der Gefangenen standen Katzen höher als Kater. Offenbar erfüllte sich darin bis zu einem gewissen Grad auch die Sehnsucht nach der Frau, in einer Mischung der Gefühle für Kinder und Geliebte. Kater waren wesentlich gleichgültiger und dümmer als Katzen. Letzten Endes war nicht genau zu bestimmen, ob die Zuneigung zu diesen Tieren eine mit diffusen sexuellen Empfindungen vermischte Projektion von Vaterliebe war, oder ob es sich um reine Tierliebe handelte. Darin, daß sie schwiegen, jegliche Aggressivität vermissen ließen, einem Ruhe und Seelenfrieden schenkten, wenn man ihr weiches Fell streichelte, unterschieden sich Katzen von Kindern wie von der geliebten Frau.

Die meisten der Gefangenen, die sich im Lager Katzen hielten, kümmerten sich nicht übermäßig um sie. Die Katzen trie-

ben sich auf dem Hof herum, verschwanden immer wieder, pflogen hemmungslos ihrem Liebesleben und befanden sich in der Regel in einem viel verwilderteren Zustand als Çuçi. Auch ihr war die freie Liebe mit den Gefängniskatern von Burrel gestattet, und einmal war sie trächtig geworden und hatte zwei allerdings tote Junge geworfen, denn der erste Wurf ist, wie es heißt, nicht lebensfähig. Jedenfalls verbrachte sie viele Stunden bei uns in der Stube. Die Nacht sowieso. Eigentlich jeden Abend kehrte sie von ihren Streifzügen durch Höfe und Winkel des Gefängnisses in die Stube zurück. Sie fand durch die Luke in der Tür herein, eine fünfzehn mal fünfzehn Zentimeter große Öffnung in Augenhöhe, die von den Polizisten nachts immer offen gelassen wurde. Die Luke war durch eine Eisenstange querteilt, die Çavo zurechtgebogen hatte, damit ein größerer Durchlaß entstand. Çuçi kletterte außen an der Türe hoch, steckte zunächst den Kopf an der weitesten Stelle herein, zog dann den Körper nach und war, flupp, in der Stube. Manchmal tauchte sie erst spät wieder auf, wenn wir schon schliefen. Gerne kam sie zu uns unter die Decke gekrochen, und zwar zu allen, der Reihe nach. Allein schon die sanfte Berührung schenkte uns etwas lange Vermißtes. Es war nicht wie der Kontakt mit weiblichem Fleisch, sondern die Berührung eines Tieres, dennoch vermittelte sie die gleiche Wärme lebenden Seins und die damit verbundene Intimität. Das war in einer reinen Männerumgebung, wo der Kontakt mit anderen, also männlichen Körpern tabu war, eine starke Befriedigung. Wenn Çuçi zu mir unter die Decke kam, tat ich alles, um sie nicht zu erschrecken, damit sie so lange wie möglich blieb.

Çavo war nicht eifersüchtig wegen ihres Umgangs mit den anderen Gefangenen. Çuçi kam wirklich zu jedem von uns, blieb und schmuste, aber nur auf Çavos Schulter hüpfte sie, wenn wir zum Hofgang an die frische Luft gingen, und nur auf seiner Brust ließ sie sich nieder, wenn wir in der Stube waren, sah ihm neugierig in die Augen und rieb den Kopf an seinem Kinn. Wenn Çuçi gerufen wurde, da konnte er sicher sein, kam

sie sofort zu ihm. Nur einmal hatte sich Çavo wegen Çuçi gestritten, und zwar mit einem Bewohner von Stube Nr. 3. Der wurde reichlich von der Familie versorgt und versuchte offensichtlich, die schöne Çuçi mit leckerem Futter von Çavo wegzulocken. Die Sache endete mit einer Schlägerei auf dem Hof und einer Bunkerstrafe für beide.

### 3.

Çavo begegnete ich zum ersten Male 1975 in Spaç. Damals war er ein zweiundzwanzigjähriger Bursche aus der griechischen Minderheit in Derviçan, der wegen eines Fluchtversuchs ins Gefängnis geraten war. Er hatte zunächst nur vier Jahre bekommen. Kurz darauf kam er frei, doch nach kaum zwei Jahren war er wieder in Spaç, weil er erneut zu fliehen versucht hatte. Er war in einer Winternacht mit Schnee von Derviçan aufgebrochen, weil er bei diesem Wetter am ehesten über die Grenze zu kommen hoffte, war allerdings im Grenzgebirge in ein Loch gestürzt und hatte sich bis zur Dämmerung nicht befreien können. Am Morgen wurde er dann entdeckt und eingefangen. Beim zweiten Mal hatte er zwanzig Jahre bekommen.

Als er in Spaç eintraf, war er sehr geschwächt, erholte sich aber rasch. Seine Familie versorgte ihn gut. Außerdem hatte er eine starke Verdauung, die mit allem fertig wurde. Er aß den Kohl, der für die Lagersuppe bestimmt war, auch roh. So konnten wir uns nur wundern, wie schnell er wieder kräftig und rotbackig wurde. Weil er jung und körperlich stark war, hatte man ihn an den Bohrhammer gestellt. Gegen Ende November 1977, kaum zwei Monate, nachdem er eingeliefert worden war, flüchtete er zusammen mit einem seiner Waggonisten. An einer Stelle, die von den Scheinwerfern nur relativ schwach beleuchtet war, robbten sie in einem kleinen Abflußkanal bis zum Zaun, krochen darunter durch und waren weg. Wie es hieß, rechtfertigte sich der Soldat auf dem Wachturm vor den Richtern, die

ihn wegen Unachtsamkeit zu zwei Jahren Gefängnis verurteilten, damit, daß er wohl etwas wahrgenommen, aber an Tiere gedacht habe.

Die Verfolgung dauerte drei Tage. Man fing sie irgendwo in den Wäldern bei Puka wieder ein, wo sie von einem Schneesturm überrascht wurden und zur Aufgabe gezwungen waren, wenn sie nicht umkommen wollten. Einig Tage später berief Kommissar Shahini eine Versammlung ein, auf der er erklärte: "Ihr werdet Stavri Guxos Ende erleben." Wirklich verurteilte ihn das Gericht dann für die dritte Wiederholungstat zum Tode. Man sagte, daß er der Erschießung nicht entronnen wäre, hätte sich nicht zufällig zu jener Zeit Enver Hoxha bei einem Besuch in Gjirokastra zur Minderheitenfrage geäußert. Allerdings durfte er nicht mehr darauf hoffen, seine Strafe anderswo als im Gefängnis von Burrel zu verbüßen.

Inzwischen hatte er dort bereits zehn Jahre abgesessen und war so gealtert, daß ich ihn anfangs kaum wiedererkannte. Seit einiger Zeit wurde er als Putzer eingesetzt, weil er fleißig und ehrlich war. Er hatte die Aufgabe, den langen Gang vor der Front der Gemeinschaftszellen und den Korridor mit den Einzelzellen zu putzen, den Hof zu fegen, die Aborte zu säubern, und alle zehn Tage, wenn Duschen angesagt war, den Heizkessel mit Kohle zu befeuern. Die Arbeit war nicht sehr anstrengend und brachte ihm das Privileg ein, während des Hofgangs aller Stuben unseres Traktes mit im Freien sein zu dürfen. Trotzdem war Çavo der Arbeit häufig überdrüssig, und zwar wegen der Wächter, die ihm auf die Nerven gingen. Eines Tages, nach einem Streit mit einem von ihnen, der von ihm verlangt hatte, auch die Wachkabine zu putzen und dort Feuer anzumachen, erzählte er uns im Zimmer, daß er schon häufig daran gedacht habe, seine Arbeit aufzugeben. "Aber was mache ich dann mit ihr?" fügte er hinzu und wies auf Çuçi, die auf ihre Brotstücke mit Käse wartete. Es lag ihm daran, sie stets im Auge zu behalten.

## 5.

Çavo war keiner, der seine Ängste und Sorgen mit anderen teilte. Das ist typisch für Menschen, die nicht gerne reden, sondern lieber handeln. Auch auf seine Flucht aus Spaç hatte er sich in aller Heimlichkeit vorbereitet. So blieb uns verborgen, daß er inzwischen in der ständigen Angst lebte, sie würden seine Çuçi umbringen. Schließlich konnten wir auch nicht erkennen, daß er irgendeinen Versuch unternommen hätte, sie an ihren Abstechern in den rückwärtigen Gefängnishof zu hindern, von wo aus sie die Hasen besuchte.

Eines Nachmittags, jeder saß über einer Beschäftigung auf seinem Bett, war ein Flintenschuß zu hören. Wir hätten dem so wenig Beachtung geschenkt wie den anderen Schüssen, die dort draußen fielen, wenn nicht Çavo sofort aufgefahren wäre: "Jetzt haben sie Çuçi umgebracht!"

Wir nahmen ihn nicht allzu ernst, warteten aber am Abend trotzdem angespannter als sonst. Sie tauchte nicht auf, doch das war nicht das erste Mal. Wir warteten am zweiten und am dritten Tag, aber Çuçi kam nicht. Sooft wir das Thema ansprachen, erklärte Çavo: "Da gibt es nichts zu diskutieren. Sie haben sie umgebracht." Allerdings war zu spüren, daß er tief in seinem Innern die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben hatte. Sein entschiedener Ton entsprang, wie es aussah, eher dem Zweckpessimus.

Qani kam dann auf die Idee auf, daß sie vielleicht nicht umgebracht, sondern von einem Offizier mitgenommen worden war, der entweder Gefallen an dem hübschen Tier gefunden oder aber Mäuse im Haus hatte, denn sie war als gute Jägerin bekannt.

So lebten wir in Angst um Çuçi, die nicht wiederkam, bis dann der Zwischenfall mit Velo passierte.

Velo war ein junger Polizist, groß und mit einem leicht femininen Körperbau, das heißt breiten Hüften und schmalen Schultern. Doch so weiblich er auch wirken mochte, er war ein echter

Sadist. Seinen Sadismus befriedigte er allerdings nicht durch Schlagen. Er war dafür bekannt, daß er nie Hand an jemand legte. Sein Vergnügen bestand darin, an der Luke zu lauern, um die Gefangenen bei etwas Untersagtem zu ertappen, etwa beim Kartenspiel, einem Blick aus dem Fenster oben in der Wand, gymnastischen Übungen, Streitereien mit anderen, der Verwendung einer verbotenen Rasierklinge oder ähnlichem, worauf der Betreffende dann sofort in den Bunker wanderte. Gerne provozierte er auch. Manche meinten, er wolle dadurch von seinen heimlichen Machenschaften mit den Häftlingsköchen ablenken, die ihm für seine Familie Lebensmittel überließen, die eigentlich für die Gefangenen bestimmt waren. Andere wiederum behaupteten, er lasse jeden dafür büßen, daß er ihn Velo rief, nachdem ein Häftling einmal behauptet hatte, in der süd-albanischen Labëria rufe man Hunde Velo.

Eines Tages, wir hatten inzwischen die Hoffnung fast aufgegeben, Çuçi jemals wiederzusehen, startete er eine seiner Provokationen. Wer das Kabel des Lautsprechers an der Zellenwand herausgezogen habe, wollte er wissen. Das taten wir oft, um uns nicht von morgens bis abends von Radio Tirana berieseln lassen zu müssen. Die Frage galt nicht bloß Çavo, doch man sah, daß dieser dabei war, zu explodieren. Herausfordernd und mit einem wilden Blick gab er erst einmal zurück:

"Wir wollen euer Radio nicht hören. Wollt ihr uns etwa dazu zwingen?"

Velo fragte erneut, wer das Kabel herausgezogen habe.

Çavo hob die Stimme.

"Eure Lügen stehen uns bis zum Hals."

Velo bestand darauf, zu erfahren, wer das Kabel herausgezogen hatte.

Nun begann Çavo lauthals zu brüllen:

"Kriminelle, Mörder, eure Hände stecken bis zum Ellenbogen im Blut, und ihr wollt auch noch, daß wir uns eure Lügen anhören!"

Velo antwortete nicht. Çavo schrie weiter, und sein Blick war so wild, daß es Velo offensichtlich mit der Angst zu tun bekam. Trotzdem blieb er da und hörte sich alles an, anstatt die Tür hinter sich zuzumachen. Solche Schimpfereien kamen in Burrel nur selten vor, und man wußte, daß dafür teuer zu bezahlen war.

Ehe er dann endlich hinausging, murmelte Velo noch etwas vor sich hin, das nicht einmal so sehr an Çavo gerichtet schien. Er schloß die Tür, legte den Riegel vor, drehte den Schlüssel um und ging. In der Stube trat Stille ein. Alle saßen auf ihren Betten, nur Çavo marschierte in dem engen Gang auf und ab. Wir schauten ihn alle besänftigend an, doch sobald er jemandes Blick begegnete, brüllte er mit mit wuterfüllten Augen los:

"Wir haben uns schon viel zuviel gefallen lassen von diesen Kriminellen, diesen Schweinehunden!"

Er hielt uns vor, daß alle ihre Schandtaten nur möglich seien, weil wir sie gehorsam über uns ergehen ließen, anstatt Würde zu zeigen, und sei es nur dadurch, daß wir Selbstmord begingen, um durch unser Opfer ein Zeichen zu setzen. Dann wäre es ihnen niemals gelungen, uns derart zu demütigen.

Schließlich wandte Bardhi ein:

"Was sollen wir denn tun, Çavo, sie haben uns doch in ihrer Gewalt?"

"Uns opfern, ein Zeichen setzen", schrie Çavo, "ihnen unser Leben vor die Füße werfen."

Es war zu spüren, daß ihm eine außergewöhnliche emotionale Kraft zugewachsen war, die ihm half, die Grenzen der Todesangst zu überwinden. Kein Zweifel, in diesem Moment war er zu jedem Opfer bereit. Er hatte schon immer ein starkes Gemüt besessen und litt unter den Demütigungen im Gefängnis entsetzlich. Doch diesmal war der Ausbruch besonders schlimm, und wir begriffen, daß der eigentliche Grund dafür Çuçis Verlust war, obwohl er sie nie erwähnt hatte. Offenbar schämte er sich zuzugeben, daß er bereit war, sich für ein kleines Tier zu opfern, doch wir verstanden alle, daß dies ein Aufschrei des

Schmerzes über Çuçi Tod war. Keiner von uns war in der Lage, Çavos Aufforderung nachzukommen. Von der Gemütsverfassung her war ihm Qani am ähnlichsten, doch der litt damals schwer am Magen und erbrach fast jede Mahlzeit, die er zu sich nahm. Pupi litt an nervösen Zuckungen im Gesicht. Doch zwischen dem, was wir anderen empfanden, und Çavos Gefühlen für Çuçi bestand ein gewaltiger Unterschied. Er war der Vater, dem das Kind getötet worden war, der Liebende, der die Geliebte verloren hatte. Wir waren bloß Nachbarn. Bei ihm überwog die Empörung, bei uns die Angst. Wir fürchteten uns nicht so sehr vor den kalten Bohlen des Bunkers, als vor den möglichen Folgen eines kollektiven Aufruhrs. Wir vermochten Çuçi nicht zu beweinen, obwohl uns das Tier so viel bedeutete, weil wir uns zu zeigen schämten, wie nahe uns das alles ging. Auch Çavo konnte seine Gefühle nicht offen aussprechen, deswegen mußte er alleine sein. Um seinen Kummer zu verarbeiten, bedurfte er der Einsamkeit des Bunkers, wo er, in Eisen geschlagen, selbst so schrecklich leiden würde, daß der Schmerz durch Schmerz besiegt wurde.

Etwa eine Stunde später ging die Tür auf, und Çavo wurde herausgerufen.

Tags darauf berichtete der Koch, der das Essen in die Bunkerkzellen brachte, daß sie ihn mit zehn Tagen in Eisen bestraft hatten. Dennoch war von ihm nicht der kleinste Seufzer zu vernehmen gewesen.

Am sechsten Tag mußten sie ihm die Fesseln abnehmen, weil ihm nicht nur das Fleisch bis auf die Knochen aufgescheuert worden war, sondern sich das ganze auch noch entzündet hatte. Der Arzt entschied, daß man ihn unmöglich weiter in Ketten am Haken hängen lassen konnte.

Nach seinem Monat im Bunker kam Çavo bleich und abgezehrt, aber auch überaus ruhig zu uns in die Zelle zurück ...

Inzwischen hatten wir erfahren, daß Çuçi verendet unter der Treppe gefunden worden war, die in den Bereich vor dem anderen Flügel führte. In ihrem Körper waren Schrotkugeln. Es hieß,

sie sei nach dem Schuß blutend geflohen und in eines der Fenster des anderen Traktes gesprungen, um über die Korridore zu uns herüberzukommen, habe es aber nur bis unter die Treppe geschafft. Es gab jedoch keinen, der dies hätte sicher bestätigen können.

Von anderer Seite war zu hören, sie sei nur angeschossen gewesen und habe erst von Shuke, einem der grausamsten Wärter in Burrel, den Rest bekommen. Er habe sie in der Tür zerquetscht, als sie durchzuschlüpfen versuchte, um zu uns zu gelangen.

Wir weigerten uns, der einen wie der anderen Version Glauben zu schenken. Lieber redeten wir uns ein, Çuçi sei noch am Leben, irgendwo in der Stadt Burrel, nachdem sie ein Offizier oder Wärter zu seiner Familie mitgenommen hatte, weil sie so hübsch war.

**Aus dem Albanischen von Joachim Röhm**

# Eqerem

## I.

1.

Nach dem Frühstück versammelten wir uns auf der Terrasse, um auf den Wachtrupp zu warten, der uns zum Bergwerk brachte. Die Terrasse war der größte Hof im Lager: eine betonierte und ringsum von Eisengittern umgebene Fläche in der Größe von zwei oder drei Volleyballfeldern über dem Gebäude, in dem die Waschräume, die Aborte, das Lager und die Häftlingsküche untergebracht waren. Dort fand auch der tägliche Appell statt. Ein Stück weiter unten am Hang, der, immer steiler werdend, zum Bachbett hin abfiel, verlief der Stacheldrahtzaun mit den Wachtürmen. Gegenüber, auf der anderen Seite des Bachs, befand sich eine mit Gesträuch bedeckte Hügelkette, die nach Nordosten zu der fernen Munellaspitze hin anstieg. Diese Hügel waren das einzige nicht mit Stacheldraht und Wachtürmen abgesperrte Stück Landschaft, das wir vom Lager aus sehen konnten: eine hohe natürliche Wand, die den Horizont von Nordwesten nach Nordosten verbaute und sich mit ihrer einförmigen Masse den Blicken der Gefangenen feindlich entgegenstellte. Es gab dort nur drei einsame, weit auseinander liegende Häuser, von denen sich ein paar Ziegenpfade, zwischen Gestrüpp und Felsvorsprüngen verschwindend und wieder auftauchend, herabschlängelten. Unten an der Brücke über den Bach, die wir von der Terrasse aus gerade noch sehen konnten, vereinigten sie sich.

Für ein wenig Abwechslung in dieser Monotonie sorgte nur am Morgen ein junges Mädchen, das von einem der drei Häuser den Hügel herabgestiegen kam. Bis sie schließlich an der Brücke über den Bach aus unserem Blickfeld verschwand, verging eine gehörige Weile. Es hieß, sie sei in der Bergwerksverwaltung beschäftigt. Irgend einer hatte ihr den Beinamen "Das

Reh" verliehen, und wir anderen hatten ihn gerne übernommen.

Ab und zu gaben auch ein paar Frauen in der charakteristischen Tracht der Mirdita der Landschaft gegenüber ein wenig Leben, doch leider stellten ihre Pluderhosen und Faltenröcke für die Blicke der sexuell ausgehungerten Häftlinge ein undurchdringliches Hindernis dar. Als einziges unter den weiblichen Wesen auf dem Hügel trug das Reh eng anliegende Hosen über wohlgeformten Schenkeln, deren Muskeln beim beschwerlichen Abstieg auf dem steilen, steinigen Ziegenpfad angenehm spielten.

Von dem Augenblick an, in dem sie aus dem weit entfernten Haus trat, verfolgten die Häftlinge sie mit ihren Blicken. Zuerst war sie nur ein kleiner Punkt zwischen Felsen und Sträuchern, doch die in sie verliebten Lagerinsassen kannten genau die Stelle, ab der sie deutlich zu erkennen war. Die anderen verhielten sich zunächst relativ gleichgültig, aber wenn sie erst einmal nahe genug war, konnte keiner mehr widerstehen. Dann starrten all die geschorenen Schädel hinter dem Stacheldraht hinüber zu dem Lichtstreifen über dem lang gestreckten Hügelkamm und sahen, fast so groß wie der Hügel selbst, eher schwebend als gehend, das Reh als Akt.

2.

Zum ersten Mal begegnete ich Egerem ein paar Tage nach meiner Ankunft im Lager. Das war, als ich gerade zum ersten Mal den Abstieg des Rehs hatte beobachten dürfen. Kaum war sie auf der Brücke aus unserem Blickfeld verschwunden, legte ein großer, dürrer Häftling, den manche Pandi riefen und die meisten Schweinsnase, seine beiden Daumen (oben) und die beiden Zeigefinger (unten) zusammen, so dass eine Öffnung in Form einer Vagina entstand, und schrie: "Susi, Susi, auf, los!" Die Häftlinge, die das Spiel bereits kannten, bildeten einen

Kreis, in den ein merkwürdig aussehendes Wesen trat, das seine Mütze abnahm, den Kopf senkte und auf die Vagina aus Luft losging, als gelte es, in sie einzudringen. Pandi wich einen Schritt zurück, ehe es zur Berührung kam, und Eqerem begann zu tanzen. Seine Hände und Füße führten die gewohnten Tanzbewegungen aus, doch die eigentlichen Figuren vollführte sein seltsamer Kopf, der mit wachsender, doch sichtlich vergnügter Heftigkeit nach der "Vagina" stieß, die Pandis Hände immer noch formten. Pandi drehte sich weg, und Eqerem folgte ihm hüpfend, während der Kreis der Gefangenen sich immer weiter öffnete ... Alle ringsum lachten und jubelten. Die Szene schien sie von den Qualen zu befreien, die ihnen der überwältigende Anblick des Rehs bereitet hatte.

Die ungewöhnliche Beschaffenheit von Eqerems Kopf ließ den Tanz noch grotesker erscheinen. Ich bemerkte etwas, was einem wahrscheinlich nur im Gefängnis auffällt, wo einmal im Monat die Köpfe kahl geschoren werden. Eqerems Skalp schlug auf seinem Schädel tiefe, unregelmäßige Falten, in welche die Maschine des Frisörs nicht einzudringen vermochte, so dass nach dem Scheren auf dem Kopf teils hellere, teils dunklere Haarbüschel stehen blieben. Unter den fünfhundert Häftlingen, die es damals in Spaç gab, konnte nur Eqerem mit einem solchen Hauptschmuck aufwarten. Die Runzeln und Furchen überliefen den ganzen geschorenen Teil des Kopfes. Sie waren flacher oben und tiefer hinten. Der Rest von Eqerem war klein und reichlich krumm gewachsen, und sein Gesicht war so blutlos weiß, dass man anzunehmen geneigt war, zu diesem Schädel passe nur dieses und kein anderes Gesicht auf der Welt.

Unter den Gefangenen wurde vermutet, die Falten außen seien auf innere Unregelmäßigkeiten zurückzuführen, denn Eqerem litt unter epileptischen Anfällen, die ihn manchmal sogar während seines Tanzes auf der Terrasse ereilten. Dann fing er an, wilde Reden zu halten, wobei von dem ganzen Wortsalat, die sich wie Deutsch anhörte, allerdings nur die Worte "Scheiße, Scheiße" zu verstehen waren. Zehn Minuten lang tobte und

schnaubte er, dann verdrehte er die Augen, fiel zu Boden und begann zu zittern und zu zucken, bis schließlich Schaum vor seinen Mund trat. Am Ende wurde er ohnmächtig, und seine Mithäftlinge hoben den Besinnungslosen auf und brachten ihn in den Schlafsaal.

Die Quacksalber des Lagers behaupteten, es handele sich nicht um eine echte Epilepsie, sondern um hysterische Anfälle, die daher kämen, dass Eqerem in seinem Leben noch nie eine Frau berührt hatte. Er war wegen Republikflucht zu fünfzehn Jahren Lagerhaft verurteilt worden, nachdem sein Versuch, zu einem der ausländischen Schiffe zu schwimmen, die vor dem Hafen auf Reede lagen, gescheitert war. Damals war er etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Es hieß, den Fluchtversuch habe er unternommen, weil er von der Obsession besessen sei, auf jeden Fall einmal im Westen ein Freudenhaus zu besuchen.

3.

Im Lageralltag verhielt sich Eqerem äußerst unauffällig, und wären nicht die epileptischen Anfälle und die Tänze auf der Terrasse gewesen, man hätte seine Anwesenheit kaum wahrgenommen. Weil er keinen Besuch von seiner Familie erhielt, blieb er "ohne Furage", weshalb er sich in einem großen Essnapf stets einen Vorrat aus Grütze oder dicker Suppe aus der Lagerküche hielt. Er aß alles und bettelte nicht. Mit den Wachen legte er sich niemals an, und auch diese ließen ihn gewöhnlich in Ruhe.

Pandi war der einzige, der ihn "Susi" rufen durfte. Alle rästelten, wie er Eqerem dazu gebracht hatte, so aus sich heraus zu gehen und sich auf das erwähnte Spielchen einzulassen. Hätte ein anderer es gewagt, ihn "Susi" zu nennen oder vor seiner Nase das Vaginazeichen zu machen, Eqerem wäre fuchtschneidewild geworden.

Mit Pandi war er lange in einer Arbeitsgruppe gewesen, und zwar als Bohrhauer. Aufgabe der langen Schweinsnase war es, zusammen mit einem anderen Wagenschieber nach der Sprengung das Material aus der Strecke zu schaffen, während Egerem die Stempel zu setzen und neue Bohrlöcher im Gebirge anzubringen hatte. Die Arbeit des Bohrhauers war mit Abstand die schwerste von allen. Die Häftlinge betrachteten sie als Strafe, und es gab einige, die für ihre Weigerung, sie zu tun, sogar Bunkerhaft in Kauf nahmen. Der Grund dafür war nicht so sehr das enorme Gewicht von Presslufthammer und Bohrmeißel, sondern eher die Tatsache, dass im Bergwerk von Spaç, in dem die Nassbohrung unbekannt war, beim Setzen der Bohrlöcher furchtbare Staubwolken entstanden, in denen es der Bohrhauer, je nach Härte des Gesteins, oft mehr als zwei Stunden aushalten musste. Deshalb nahm man gewöhnlich große, kräftige Leute dafür. Egerem war der einzige, der diese Arbeit gerne tat, trotz seines schwächlichen Körperbaus und seiner Krankheit. Er hatte sogar einmal damit gedroht, keine Schaufel mehr anzurühren, wenn man ihn nicht an den Bohrhammer ließ. Wenn er ihn sich auf die Schultern laden durfte, wurde er ein ganz anderer Mensch. Er blühte richtig auf und strahlte vor Stolz. Anerkennung heischend schaute er nach links und rechts, sein bleiches Gesicht bekam auf einmal Farbe und begann zu leuchten, und er wurde viel umgänglicher. Die anderen Häftlinge bedachten seine Wichtigtuerei mit freundlichem Spott. Sie wussten inzwischen um das Geheimnis dieser Verwandlung. Pandi war als erster dahinter gekommen. Einmal hatte er den Ton vergessen, mit dem die Schießmeister vor dem Zünden der Ladungen die Löcher verstopften, so dass er ihn vor Ort bringen musste, als Egerem bereits mit dem Bohren begonnen hatte. (Gewöhnlich hielten sich die Schlepper nicht beim Bohrhauer auf, solange der am Werk war, weil sie sonst genauso viel Staub zu schlucken gehabt hätten wie er. Sie räumten vor Ort das Material weg, machten den Ton bereit und warteten dann weiter hinten.) Als Pandi vorne ankam, bot sich ihm ein merk-

würdiges Bild: In seiner Staubwolke hatte Eqerem eine ganz eigenartige Methode, den Bohrmeißel ins Gestein zu treiben. Wie aus größerer Nähe festzustellen war, befand er sich geradezu in Ekstase. Pandi ertrug den Staub und den Höllenlärm, den der Bohrer verursachte, um die Szene weiter beobachten zu können. Während Eqerem mit seinem Gerät zugange war, bebte, lachte und krächte er unentwegt. Als der Meißel endlich in seiner ganzen Länge von rund neunzig Zentimetern ins Gestein eingedrungen war (so tief wurden die Löcher gewöhnlich gesetzt), presste er seinen Unterleib gegen den vibrierenden Griff und gelangte so zu einem Orgasmus, der von einem Geheul begleitet war, das sogar den grässlichen Lärm des Pressluftbohrers übertönte.

Angeblich war es die Enthüllung dieses Geheimnisses gewesen, die Pandi zu dem Menschen gemacht hatte, der Eqerem am nächsten stand und sein ganzes Vertrauen genoss.

4.

Als ich 1975 nach Spaç kam, hatte Eqerem noch ein knappes Jahr abzusitzen. Je näher der Tag der Entlassung rückte, desto aufgeräumter und zugänglicher wurde er. Pandi zog ihn ständig mit dem näher rückenden Freudentag auf. Vor allem wollte er von Eqerem wissen, was er denn mit seiner Freiheit anzufangen im Sinn habe. Dann lachte Eqerem, nahm ihn zur Seite und trug ihm seine Pläne vor. Sein größter Traum war es, kopfüber in die Vagina von Susi einzudringen, der Eqerem, wie Pandi vermutete, einmal in seiner Kindheit begegnet war, an die er sich aber erst nach seiner Inhaftierung wieder erinnert hatte.

Im Monat vor der Entlassung musste man sich die Haare nicht scheren lassen, so dass sie an Eqerems großem Tag die Runzeln auf seinem Kopf schon fast bedeckten und dieser ein relativ ebenmäßiges Aussehen hatte. Das nahm ihm allerdings nichts von seiner Hässlichkeit, er sah nur anders aus.

Am Morgen seines Entlassungstags unterzog sich Eqerem dem üblichen Ritual: er verteilte Zigaretten. Um den zu Entlassenden bildete sich dann ein großer Kreis von Häftlingen, die sich von ihm verabschieden wollten. Ein Freund des Glücklichen teilte dann Zigaretten unter ihnen aus. In Eqerems Fall war dies Pandi. Trotz seiner Hässlichkeit gab Eqerem an diesem Tag ein gefälliges Bild ab. Er strahlte über das ganze Gesicht. Sein faltiger Kopf steckte unter einer nagelneuen Mütze. Pandi gab ihm scherzhaft Ratschläge, wie er sich verhalten sollte, um Susis Herz zu erobern. "Und erzähl ihr auf gar keinen Fall, dass du im Gefängnis gesessen hast!", wiederholte er immer wieder. Einmal machte er auch das Vaginazeichen, und Eqerem musste lachen, allerdings gemessen diesmal, ohne die Mütze abzunehmen und seinen Tanz zu beginnen. Offenbar war er sich der Würde des Augenblicks bewusst, die solche Spielchen nicht gestattete.

Vor dem Morgenappell ließ man ihn zum Tor hinaus, von wo er uns allen grüßend zuwinkte.

## II.

### 1.

Drei oder vier Jahre waren seit Eqerems Entlassung vergangen, als sich im Lager die Nachricht herumsprach, er sei zum zweiten Mal verhaftet worden. Offenbar hatte er erneut zu einem auf der Reede liegenden Schiff hinauszuschwimmen versucht, war jedoch auf halbem Weg von einem Patrouillenboot aufgegriffen worden. Dann war zu erfahren, dass man ihn noch einmal zu zwanzig Jahren verurteilt hatte, und schließlich brachte ihn der Gefängnisbus wieder nach Spaç. Bei seiner Entlassung hatten nur wenige von uns wirklich geglaubt, dass es ihm gelingen würde, eine Frau zu finden und ein normales Leben an-

zutreten, aber noch weniger hätten wir gedacht, dass er sich zu einem weiteren Fluchtversuch würde hinreißen lassen.

Sein Gesicht war jetzt noch bleicher, und die Haut auf seinem Kopf noch runzeliger, denn er hatte an Gewicht verloren. Fragen nach dem Grund seiner neuerlichen Inhaftierung beantwortete er nicht. Er war völlig unzugänglich. Pandi hatte man inzwischen entlassen, und das Reh hatte vermutlich geheiratet und war weggezogen, denn schon seit zwei Jahren hatten wir sie nicht mehr zu Gesicht bekommen.

Eqerem ließ sich nicht mehr zur Arbeit einteilen, und so kam er zu den "Sechshundertern", zur Brigade der Beschäftigungslosen. Sein großer Essnapf war nur noch selten gefüllt. Offenbar war er auch nicht mehr so hungrig wie früher. Für die paar Kleinigkeiten, die er brauchte, nähte er Mützen, was er schon während seiner ersten Haftzeit hin und wieder getan hatte. Es waren hauptsächlich weiße Mützen, die er aus den leinenen Fußlappen anfertigte, die von der Kommandantur an die Arbeitenden ausgegeben wurden. Er ließ sich mit Zigaretten bezahlen, pro Mütze nahm er zwei oder drei Packungen "Partizani". Seine eigene Mütze wechselte er häufig, und bei jeder neuen Mütze bemühte er sich, ihr eine solche Form zu geben, dass sie die runzeligen Teile seines Kopfes möglichst vollständig bedeckte. Einige meinten, der häufige Mützenwechsel sei darauf zurückzuführen, dass er sich in einen der jungen Burschen im Lager verliebt hatte, aber niemand konnte herausfinden, welcher es war.

Unter der Fallsucht schien er inzwischen nicht mehr zu leiden. Ein Jahr verging, in dem er seine Mützen nähte und sonst nicht weiter auffiel. Im Frühling erinnerten uns dann seine erneut auftretenden epileptischen Anfälle an frühere Zeiten. In der Schlafbaracke kletterte er hinauf in die dritte Bettetage, fing an zu zucken und die Augen zu verdrehen, und dann hielt er seine berühmte Rede auf Deutsch. Ich weiß nicht, weshalb es ihm gerade diese Sprache so angetan hatte. Wahrscheinlich wollte er beweisen, was für ein harter Bursche er war, und hol-

te deshalb aus seinem Gedächtnis hervor, was aus seinen Kindertagen noch übrig war von den Partisanenepen im Kino: die Deutschen, die darin vorkamen, waren stets finster aussehende und bedrohlich auftretende SS-Leute. Deshalb hatten Egerems Ausbrüche etwas Beklemmendes, und die anderen Häftlinge konnten über die unverständlichen Wortkaskaden, die stets mit dem grässlich hinausgebrüllten "Scheiße, Scheiße" endeten, nicht richtig lachen. Er verlor dann das Bewusstsein, und Schaum trat vor seinen Mund. Nun, nach seiner zweiten Verurteilung, klang die gewohnte Tirade noch schauerlicher. Die Neuankömmlinge unter den Gefangenen erfuhren bei dieser Gelegenheit vom Reh und dem Pressluftbohrer, und dass Egerem noch nie mit einer Frau geschlafen hatte.

2.

In dem Jahr, in dem Egerem wiederkam, wuchs der Druck im Lager und nahm Formen an wie zu den schlimmsten Zeiten. Wir erklärten es uns damit, dass der Diktator inzwischen auf den Tod krank war. Einige der Aufseher nahmen dies als willkommenen Anlass, nicht nur die Lagerordnung erbarmungslos durchzusetzen, sondern auch ihren Sadismus auszuleben. Sie ließen sich ständig neue Provokationen und Quälereien einfallen. Jeder vergnügte sich auf seine spezielle Weise. Am erfindungsreichsten waren die Offiziere. Zwei von ihnen, der Chef der Registratur und der Finanzchef, hatten es mit den Appellen. Dem einen machte es Spaß, die Häftlinge sinnlos bei Regen und Sonnenschein eine Stunde lang eng aneinandergedrückt auf der Terrasse stehen zu lassen. Der andere fand es amüsant, wenn die Häftlinge im Laufschrift an ihm vorbeidefiliierten, und wenn es ihm nicht schnell genug ging, dann durften sie es gleich noch einmal tun. Der lange Nuja wiederum, ein Unteroffizier, der die wachhabenden Offiziere beim Appell zu begleiten pflegte, übte einen anderen Brauch. Ehe er mit dem Abzählen be-

gann, befahl er: "Die Mützen ab!" Ständig waren wir Demütigungen ausgesetzt, denn wer sich wehrte, hatte bald Grund, es bitter zu bereuen. Zerstörerischer Hass fraß sich in uns fest. Einmal nahm Fetah seine Mütze nicht ab, worauf er nach dem Wegtreten fürchterlich verprügelt und dann für einen Monat in den Bunker gesteckt wurde.

Während seiner ersten Haftzeit war Eqerem nie durch Wideretzlichkeit dem Wachpersonal gegenüber aufgefallen. Doch was passierte nun? Eines Tages nahm der Lagerkommandant als wachhabender Offizier persönlich den Appell ab. Er war ein bedächtiger Mann, der bei den sadistischen Spielchen seiner Untergebenen nicht mitmachte, aber auch nichts tat, um sie zu unterbinden. Mit ihm kam Nuja, der sogleich "Mützen ab!" befahl.

Niemand nahm richtig wahr, wie Eqerem sich aus unserem Haufen löste, aber plötzlich stand er vor dem Kommandanten. Erst vermuteten wir, er wolle ein Gesuch vortragen, doch dann fing er mit der furchterregenden Stimme, die wir sonst nur von seinen epileptischen Anfällen kannten, zu schreien an:

"Ich bin doch ein Meeensch! Ich bin ein Meeensch! Ein Meeensch!"

Wir erschrakten entsetzlich, nicht nur wegen seines schrillen Geschreis und seiner weit aufgerissenen Augen, sondern vor allem, weil er sich ausgerechnet vor dem Kommandanten so aufführte. Dieser erblasste und wich einen Schritt zurück, aber er beherrschte sich. Zwei der Aufseher führten Eqerem ins Glied zurück. Wir rechneten eigentlich damit, dass er gleich mit Schaum vor dem Mund zu Boden stürzen würde, aber das war nicht der Fall. Der Appell lief wie üblich ab. Danach hatte es der Kommandant eilig, wegzukommen. Selbstverständlich nahm seine Eskorte unter Nujas Führung Eqerem mit. Der folgte wortlos.

Das ihm das einen Monat Bunker einbrachte, war klar, aber was sie sonst noch mit ihm anstellen würden, ließ sich nur ahnen.

3.

Erstaunlicherweise kam Eqerem schon vor Ablauf eines Monats wieder aus dem Bunker heraus. Er hatte keine Mütze auf, so dass die blauen Striemen, die quer zu den Runzeln über seinen Kopf liefen, jedem sofort auffielen. Spuren von Knüppelschlägen, kein Zweifel. Eqerem sprach mit keinem und beklagte sich nicht. Gleich nach dem Appell verkroch er sich in den hintersten Winkel der Schlafbaracke. Nicht einmal zur Essensausgabe trat er an. Auch trug er keine Mütze mehr.

Das ging ein paar Tage so. Dann sprach sich beim Antreten auf der Terrasse herum, dass Eqerem in der Nacht gestorben war. In aller Frühe hatte man ihn zur Beerdigung abgeholt.

An diesem Tag erschien der wachhabende Offizier ohne den langen Nuja, und der Befehl, die Mützen abzunehmen, fiel aus.

#### **Aus dem Albanischen von Joachim Röhm**